

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Weule

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Wachdruck aller Mittel verboten

Nummer 42

Sonntag, den 10. September 1916

34. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. September: Nikolaus v. Tolentino;
Montag, 11. September: Felix und Raimundus;
Dienstag, 12. September: Guido; Mittwoch, 13. Sep-
tember: Woburga; Donnerstag, 14. September: Kreuz-
Erhöhung; Freitag, 15. September: Mikomedus; Sam-
stag, 16. September: Cornelius.

13. Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 17, 11—19.

In jener Zeit, als Jesus nach Jerusalem
reiste, ging er mitten durch Samaria und Galiläa.
Und als er zu einem Flecken kam, begegneten
ihm zehn ausfällige Männer, die von ferne
stehen blieben. Und sie erhoben ihre Stimmen
und sprachen: Jesus, Meister, erbarme dich
unser! Und da er sie sah, sprach er: Gehet hin,
zeigt euch den Priestern! Und es geschah, indem
sie hingingen, wurden sie rein. Als aber einer
von ihnen sah, daß er rein sei, kehrte er um,
lobte Gott mit lauter Stimme, fiel auf sein An-
gesicht zu seinen Füßen und dankte ihm; und
dieser war ein Samaritaner. Da antwortete Jesus
und sprach: Sind nicht zehn gereinigt worden?
Wo sind denn die neun? Keiner findet sich, der
zurückkäme und Gott die Ehre gäbe, als dieser
Ausländer. Und er sprach zu ihm: Steh auf und
geh hin; dein Glaube hat dir geholfen.

*

Aus dem letzten Ringen des Heiden-
tums in Rom, aus seinen letzten Versuchen, die
Götter des Olymps zum Siege über den Christen-
gott zu führen, wollen wir noch einige höchst be-
deutungsvolle Tatsachen hervorheben, die eine
Ergänzung zu unseren Ausführungen in der letz-
ten Nummer bilden. Wir folgen dabei der Dar-
stellung, wie sie Grisar's Geschichte Roms und
der Päpste in anschaulicher Lebendigkeit gibt.

Die Umwandlung der Stadt Rom in eine
christliche Stadt vollzog sich im 4. Jahrhundert.
Der Sieg Konstantins im Jahre 312 war die
Einleitung, der Sieg des Kaisers Theodosius bei
Maulleja im Jahre 394 die Vollendung. Wenn
auch unter Theodosius die Stadt Rom der über-
wiegenden Mehrzahl nach christlich war, so war
das Heidentum noch lange nicht erloschen. Im
Verborgenen existierte es noch lange weiter, trotz
aller staatlichen strengen Verbote. Die Ueberwin-
dung des Heidentums in den Sitten geschah erst
später durch die unermüdbare Tätigkeit der Kirche.

Die enge Verbindung des römischen Staates
mit dem heidnischen Kultus war neben manchen
Einrichtungen des öffentlichen und gesellschaft-
lichen Lebens ein großes Hindernis für die Ent-
faltung des Christentums.

Im Sitzungssaale des römischen Senates stand
der Altar der Göttin Victoria. Sie galt
als Schutzgöttin des Reiches. Vor ihr schwor der
Senator Treue, wenn er sein Amt antrat. An
ihrem Altare opferte jeder Senator ein Körn-
chen Weizen, wenn er zur Sitzung ging. Die
Göttin blieb in der Aula auch noch zu Konstantins
Zeiten. Auch seine Nachfolger duldeten sie noch.
Es war klar, daß einem christlichen Senator die
Teilnahme an den Sitzungen mit ihrer heidnischen
Verehrung der Statue erschwert, wenn nicht un-
möglich gemacht wurde. Erst Kaiser Gratian
(375—383) ließ die Statue entfernen. Das war
im Jahre 382. Der Schritt rief in der römi-
schen heidnischen Welt die größte Aufregung her-

vor. Der Altar der Victoria war der gefeierte
Mittelpunkt gewesen, um den sich die im Senate
noch mächtige heidnische Partei geschart hatte.
Eine Abordnung des Senates unter Führung des
einflussreichen Senators Quintus Aurelius
Symmachus begab sich an den kaiserlichen
Hof nach Mailand, um den Kaiser anzugehen,
das Victoriabild im Sitzungssaal zu lassen. Der
Kaiser verhielt sich aber ablehnend, in diesem
Entschlusse bestärkt durch den heiligen Kirchen-
lehrer von Mailand, den großen Ambrosius.
Als der Regent bald darauf durch den Usurpator
Maximus das Leben verlor, wurde das Ansehen
noch einmal an den Bruder und Nachfolger Gra-
tians, den Kaiser Valentinian II., ge-
stellt. Und wiederum hat Ambrosius das Ver-
dienst, auf den jugendlichen Kaiser eingewirkt
und den Versuch vereitelt zu haben. Die Senats-
abordnung hatte diesmal um so weniger Recht,
im Namen des Senates zu sprechen, als dort jetzt
die Christen die Mehrheit bildeten.

Das Gesetz des Kaisers Gratianus vom Jahre
382 traf noch in anderer Weise wirksam den
Götterkult. Die Unterhaltung der Tempel und
die gesamten Kultuskosten, soweit sie nicht durch
freiwillige Gaben bestritten wurden, war Sache
des Staates. Gratian tat den Schritt, den seine
Vorgänger noch nicht zu tun wagten, indem
er den heidnischen Priestern ihre bisher genossenen
Privilegien entzog und die Einkünfte der Tempel
für andere öffentliche Zwecke bestimmte. Die
Grundstücke der Tempel wurden eingezogen und
die Zahlung der staatlichen Zuschüsse eingestellt.
Die offizielle Teilnahme der Staatsbeamten an
dem heidnischen Opfern hatte damit ihr Ende
erreicht. Privatim konnte man freilich noch in
alter Weise die Götter ehren, und es fanden sich
manche reiche Leute, die durch reiche Spenden an
die Tempel und Priester die Fortführung des
heidnischen Kultus ermöglichten, den kaiserlichen
Befehlen zum Trotz und um zu zeigen, daß die vom
Staate preisgegebene Götterreligion auch ohne
die Staatskasse sich halten könne. Die Beseiti-
gung des Götterkultus aus den staatlichen Amts-
handlungen, im Verein mit der Aufhebung des
von den Christen als überaus ungerecht empfun-
denen Zwanges, für die Erhaltung des
Heidentums Steuern zu zahlen, rief unter den
Christen eine lebhaftere Genugtuung hervor. War
es doch jetzt möglich geworden, sich auch um
höhere und die höchsten Staatsstellen zu bewerben,
ohne mit seinem Gewissen in Konflikt zu kommen.

Wenn bislang die Kaiser des Reiches aus
dem Bestreben, die Heiden für sich zu gewinnen,
oder die oberste Staatsautorität auch in religiösen
Dingen für sich zu beanspruchen, den religiösen
Titel „Pontifex maximus“ beibehalten hat-
ten, so legte nunmehr Gratian folgerichtig diesen
Titel nieder, und dabei ist es auch für alle Zukunft
geblieben.

Was viele Heiden bei dem alten Götter-
kultus hielt und auch manchen Edelgesinnten
unter ihnen täuschte und mit Hoffnungen auf
die Zukunft erfüllte, war die Reform, die man
am Heidentum vornahm. Diese Reform war
teils umgestaltend, teils neu hinzufügend. Um-
gestaltet wurden die alten Götterfabeln und
ihnen eine der neuplatonischen Philosophie ent-
sprechende Färbung gegeben. Es war das ein Ent-
gegenkommen gegen den nach Läuterung und
Besserung ringenden edleren Teil der heidnischen
römischen Gesellschaft. Was neu hinzugefügt
wurde, war eine Spekulation auf die unedleren
Elemente, auf die Sinnlichkeit und die niederen
Triebe. Gemeint ist die Vereinigung anlocken-
der orientalischer Geheimkulte mit ihrem sinn-
lichen und lasterhaften Treiben.

Unter diesen anstößigen Kulte nimmt der
Mithrasdienst einen ersten Platz ein. Mithras,
eine persische Gottheit, galt als König der Leben-
den, Spender des Lichtes und Vermittler zwischen
dem höchsten Gotte und der Welt. Man sieht,
diese Gottheit hat eine gewisse Ähnlichkeit mit
den göttlichen Eigenschaften des Erlösers. Und
in der Tat wurde Mithras dem Christengotte
entgegengesetzt, und als Herrbild und Nachahmung
des Christentums erlebte der Mithrasdienst im
vierten Jahrhundert eine Auferstehung. Der
Mittelpunkt dieses Dienstes war das Mithraeum
in der siebenten städtischen Region. Die Reste
dieser Kultstätte sind jetzt noch vorhanden. Aus
Inchriften, die man dort fand, konnte nachge-
wiesen werden, daß die betreffende Grotte als
Heiligtum des Mithras noch zwischen 382 und
391 durch einen Senator Tamsius Augus-
tius Olympius auf eigene Kosten wieder-
hergestellt worden war. Viele Mitglieder hoher
Geslechter ließen sich dort in die Dienste des
persischen Gottes aufnehmen. Man unterschied
mehrere Grade oder Stufen der Einweihung in
die Mysterien, ähnlich den verschiedenen Graden
unserer Freimaurer. Wie verbreitet der Mithras-
dienst gewesen ist, geht daraus hervor, daß allein
aus der Stadt Rom 66 Momimente vorhanden
sind, die den Mithrasdienst betreffen. Vom hl.
Hieronymus wissen wir, daß der Stadtvorfest
Grachus im Jahre 377 eine Mithrasgrotte,
wahrscheinlich oben genannte in der siebenten
Region, erbrochen, die darin vorgefundenen Bild-
werke zertrümmert und damit den abergläubigen
und sittenverderblichen Vorgängen, die sich dort
abspielten, ein Ende gemacht hat.

Als der hauptsächlich geheilte Verb des
heidnischen Weltreiches galt der Tempel der
Vesta auf dem römischen Forum. Hier hatte das
Kollegium der Vestalinnen seinen Sitz. Vesta
war die Mutter und Schützerin des Reiches, die
Göttin des Herdes, der Häuslichkeit, der inneren
Einheit und Sicherheit in Städten und Staaten,
sowie des Feuers auf dem Herde, das auf dem
Altare ihres Tempels von den Vestalinnen unab-
lässig unterhalten werden mußte. Sie waren
sechs an der Zahl und mußten, solange ihr
Dienst währte, jungfräulich leben. Ihren Gebeten
um das Glück und die Wohlfahrt des Reiches
wurde eine besondere Kraft zugeschrieben. Als
die kaiserlichen Gesetze, betreffend die Leistungen
des Staates für den heidnischen Kultus, auch den
Vestatempel trafen, konnten die Vestalinnen als
Gemeinschaft nicht mehr lange bestehen. Mit
dem Einzuge des Kaisers Theodosius in die Stadt
nach seinem Siege bei Aquileja im Jahre 394
waren ihre Tage gezählt. Das heilige Feuer er-
losch und die Jungfrauen zogen von dannen.
Aber noch heute findet man die gut erhaltenen
Reste ihres Tempels, ebenso eine Anzahl von
Statuen ehemaliger Vestalpriesterinnen, die be-
sonders beliebten Vorseherinnen des weiblichen
Priesterkollegs von ihren Gönnern errichtet wor-
den waren. In der Reihe dieser Jungfrauen
mußte besonders eine Flavia Publica aus
der Mitte des dritten Jahrhunderts aufsehen
erweckt haben. Sie besaß allein wenigstens sieben
Standbilder. Fünf wurden noch an Ort und
Stelle im Jahre 1883 ausgegraben. Sie waren
sämtlich, wie die Inchriften besagen, von den
Klienten der reichen und mächtigen Oberpriesterin
aus Dankbarkeit errichtet. Flavia Publica wird
mit allen denkbaren Titeln gefeiert. Es hatte
laut diesen Inchriftentexten selbst „die Gottheit
der allerheiligsten Mutter Vesta ihre Dienstver-
waltung als ausgezeichnet anerkannt“; und vom
römischen Staate sagen sie, er sei „ihre Tüchtig-
keit im Kultus der Göttin zu seinem Vorteile

„sachlich gewahrt worden“. Unter den vorgefundenen Statuen findet sich eine, in deren Inschrift der Name der Priesterin ausgemittelt ist. Was hat sie sich wohl zu Schulden kommen lassen, daß ihr Andenken geächtet war? Die Nachgrabungen ergaben, daß die Errichtung dieser Statue für das Jahr 364 anzusehen ist. In den gleichzeitigen Schriftstellern wird aber auf den Uebertritt einer bestialischen Jungfrau zum christlichen Glauben hingedeutet, und der gleichzeitige christliche Dichter Prudentius, der in klassischen Versen das Heidentum bekämpft, nennt uns diese Bestialin. Es ist Claudia, die als Christin ein Stolz der Gläubigen Roms war. Wir gehen also wohl nicht fehl, wenn wir diese Claudia für dieselbe halten, deren Namen auf ihrem Monumente getilgt wurde.

Der große Mailänder Bischof Ambrosius, dieser ehemalige Hofmann und seine Kenner römischer Zustände, weist in einem Schreiben an Kaiser Valentinian auf die Gedanken hin, die den Christen beim Vorüberschreiten an dem Bestiempel mit ihren Standbildern wohl kommen mußten. „Mögen die Jungfrauen der Bestia, sagt er dem Kaiser, von denen ausgezeichnet werden, die nicht glauben, daß man, auch ohne bezahlt zu werden, jungfräulich leben könne. Und doch, mit aller Bezahlung, mit allen Auszeichnungen, wie wenige Jungfrauen versammelt das Heidentum! Kaum ist es imstande, sieben Bestialinnen zu vereinigen. Das ist die ganze große Schar, die nach den reichen Inseln des Kopfschmuckes begehrt, die es geküßt, umherzugehen in Purpurgewändern und in der Sänfte getragen zu werden, von einem Heere von Dienern umgeben. So wenige sind sie, trotzdem sie bei all ihrem Reichtum und Glanz das enthaltssame Leben doch nur für eine gewisse Zeit, nicht aber für immer sich auslegen müssen. Man öffne die Augen, fährt Ambrosius fort, und sehe auf christlicher Seite die Tausende, fast ein ganzes Volk, die im jungfräulichen Stande leben und die bloß durch die Macht der Tugend zu dieser Höhe der Entfagung angezogen werden. Wollten wir Christen für alle diese die Privilegien und Schätze des Reiches in Anspruch nehmen, so würde der Fiskus in wirkliche Gefahr kommen, zu verarmen.“

Bpe.

Der hl. Papst Cornelius — ein wahrer Stellvertreter Christi

(13. September)

Dieser nimmt sich der Sünder an und ist mit ihnen! (Mt. 15. 2.)

Das ganze Leben und Wirken des Heilandes ist eine große Offenbarung der Barmherzigkeit, ein Wahrzeichen des Vorwurfs, den die Pharisäer gegen ihn erhoben: „Er nimmt sich der Sünder an und ist mit ihnen!“ Gerade in diesem Punkte war des Heilandes echter Stellvertreter der hl. Papst Cornelius.

Cornelius war von Geburt ein Römer. Wann er geboren wurde, ist unbekannt; auch über seine Jugend weiß man nichts. Er wird sich wohl früh dem Dienste des Herrn gewidmet haben, dann in Gebet und Studium, in Demut und Herzlichkeit allmählich die Stufen des Heiligtums erklimmen haben. Als Kaiser Decius um die Mitte des dritten Jahrhunderts das Christentum durch eine grausame und allgemeine Verfolgung zu vernichten suchte, stand Papst Fabian an der Spitze der christlichen Kirche. Cornelius war Priester der römischen Kirche, des Engels von Rom. Unter den ersten Opfern der Verfolgung zählte man den hl. Oberhirten. Am 20. Januar fiel sein Haupt für Christus. Cornelius muß damals schon ein großes Ansehen in der römischen Kirche genossen haben. Daß er erst vierzehn Monate nach dem Tode des hl. Fabian gewählt wurde, liegt in den Zeitumständen begründet. Kaiser Decius hatte erklärt, daß er eher die Aufstellung eines Gegenkaisers als die Neuwahl eines römischen Bischofs hinnehmen werde. Um den Herrscher nicht unnötig zu reizen, mußte man die Wahl aufschieben. Als dann Decius zum Kriege gegen einen Empörer auszog, und die

Verfolgung so ein wenig nachließ, schritt man in Rom zur Wahl eines neuen Papstes.

Es gab damals in der römischen Diözese 46 Priester, 7 Diacone, 7 Subdiacone und 94 Kirchendiener niedriger Ordnung. Diese zusammen mit den Gläubigen und sechs- oder siebenhundert amwesenden Bischöfen erkoren Cornelius einstimmig zum Nachfolger des Märtyrers Fabian. Die hl. Einhelligkeit sollte nicht lange dauern. Der Priester Novatian, ein Mann von großer Bildung und hinreißender Beredsamkeit, hatte wohl erwartet, daß man ihn wähle. In der Mißstimmung über seine Nichtwahl wurde er der erste Gegenpapst; es entstand so das erste Schisma in der Kirche.

In Afrika hatte sich ein Streit erhoben über die Wiederaufnahme solcher, die im Drange der Verfolgung abgefallen. Nach dem Tode des Kaisers Septimius Severus hatte die Kirche ein Menschenalter Ruhe gehabt. Diese Zeit der Ruhe hatte auf viele erschöpfend gewirkt. Als dann die Verfolgung von neuem einsetzte, zeigten sich die Einflüsse dieses erschöpfenden Friedens bald. Vor den lodenden Flammen, dem Blitzen der Schwärter, dem Gebrüll der wilden Tiere erzitterten die Herzen der Kleinmütigen und Schwachen. Schon beim Bekanntwerden des kaiserlichen Erlasses, der die Verfolgung einleitete, fielen manche ab. Mehr noch, als es Ernst wurde, und die ersten Opfer verbluteten. Viele widerstanden anfangs der Verfolgung muthig, wurden dann aber unter den Qualen wankend. Andere opferten den Göttern nicht, erkauften sich aber von den Gerichten eine Verschonung, daß sie geopferten. Untreue solcher Art gab es in allen Kirchen des weiten Römerreiches. Als die Verfolgung dann wieder nachließ, kehrten viele dieser abgefallenen Christen reumütig zurück und baten die Bischöfe um Wiederaufnahme in die Gemeinschaft der Gläubigen. Papst Cornelius versammelte eine Synode von 60 Bischöfen und vielen Priestern, um die Bedingungen festzusetzen, unter denen die Gefallenen wieder aufgenommen werden sollten. Man beschloß, den Brauch der Kirche von Karthago anzunehmen, den Ungläublichen einen Umständen entsprechende schwere Buße aufzulegen und dann wieder zur Feier der hl. Geheimnisse zuzulassen. Novatian spielte nun den Strengen und Heiligen; er wollte von einer Ausnahme der Gefallenen nichts wissen, man könne sie höchstens der Barmherzigkeit Gottes empfehlen. Damit stellte er sich gegen den rechtmäßig erwählten Papst, er fand einen Anhang. Ließ sich von drei unbedeutenden Landbischöfen zum Bischof weihen und trat damit öffentlich und in aller Form als Gegenpapst auf. Seine Anhänger nannte er die „Reinen“, während die Katholiken, die erdrückende Uebersahl, die „Unreinen“ hießen.

Der hl. Cornelius ließ sich auch durch den scheinbaren Triumph seiner Gegner nicht beirren; seinem Meister folgend, ging er die Wege des Erbarmens und rettete viele.

Doch die Zeit seines milden Wirkens sollte nicht von langer Dauer sein!

Kaiser Decius war im Kriege gegen den deutschen Stamm der Goten geblieben. Sein Nachfolger Gallus war ein läppiger Herrscher, der ob seiner Schwelgereien die Christen ganz vergaß.

Da brach eine verheerende Seuche im Reiche aus. Mit blutigen und unblutigen Opfern suchte man den Jörn der Götter zu verhüten. Die Christen konnten natürlich an diesen Opfern nicht teilnehmen. Deshalb wurde von den Höfepriestern der Böbel gegen sie aufgehetzt — schließlich auch der Kaiser. Die Verfolgung begann so von neuem.

Papst Cornelius war sofort an seinem Plaze. Er eilte zu dem ersten Christen, der gefangen gesetzt war, um ihn zu trösten und zu festigen. So ward er selbst verhaftet. Frei und fest bekannte er folgerichtig seinen heiligen Glauben. Er, der von seinen Feinden so oft der Schwäche geziehen ward, stand fest in der erbarmenden Gnade Gottes, die er auch dem unglücklichen Sünder nie verweigert. Das heldenmütige Bekenntnis des Papstes war für die Gläubigen wie ein stärlender und begeisternder Aufruf, der sie zu gleichem Bekenntnisse hinführte. Es eilten so viele zu den Gerichten, um sich als Christen anzugeben, daß

der Kaiser von einem blutigen Vorgehen gegen sie absah. So wurde auch der hl. Cornelius nach der Hafenstadt Civitavecchia verbannt, wo er am 14. September 252 starb. Ein Jahr und drei Monate hatte er auf dem päpstlichen Throne gesessen.

Novatian war nicht nur der erste Gegenpapst, er war auch der Erste, der „katholischer als selbst der Papst war“. Christus hat als Devise seines Wirkens das Wort aufgestellt: „Ich bin nicht gekommen, die Sünder zu verderben, sondern zu retten!“ Das „Mehr-Katholisch-Sein“ ist gewöhnlich ein Verleugnen dieses Leilandswortes, und damit ist auch schon seine Verurteilung ausgesprochen. Deshalb sollte jeder dieses „Mehr-Katholisch-Sein“ ebenso hassen wie das Gegenteil. Gerade in unseren Tagen hat dieser Ueber-eifer mehr als einmal Schaden angerichtet. Das vollständige Uebereinstimmen mit der Kirche und dem Papste ist allein das Rechte! Und bringt allein die Segnungen der Kirche mit!

In goldner Mitte liegt alle'n das Rechte,
Und dort der Weg ist leicht und ungefährlich!

P. S. B., O. F. M.

Weggeleit zum Glücke

Von P. S. B., O. F. M.

Von den sittlichen Tugenden.

(1. Fortsetzung.)

Die Segnungen der christlichen Mäßigung:

Viele Tugenden haben die Götter
In des Sterblichen Seele gesenkt;
Alle werden sie wachsen und blühen,
Wenn der Mensch ihr Gedeihen nicht stört.
Aber das Eine, höchste des Lebens,
Nur er eigenkräftig erringen,
Jenes Schaverste: das rechte Maß.“
(Krausach)

Der Segen dieses „Schwersten“ ist aber dafür, daß der Mensch in unablässigem und eigenkräftigem Ringen es sich erwerben muß — unendlich groß: sowohl für die weiten Gebiete des Staates wie für die engen Kreise der Familie, wie auch für den engsten Kreis der eigenen Seele.

Um den Segen der christlichen Mäßigung für Staaten und Völker abzumessen, können wir in der Geschichte unserer Tage sehen bleiben.

Wer ist letzten Endes schuld an diesem endlosen, opferreichen Völkerringen im Westen und Osten Europas? Die geld- und machthungrigen Vettern jenseits des Kanals! Schon vierzig Jahre sahen sie mit neidischem Blick die Machtentwicklung des deutschen Volkes. Im Glauben, daß sie allein das Recht hätten, eine große Weltmacht zu sein, in dem maßlosen Streben, diese Macht sich zu sichern und zu vergrößern, daß auch andere Völker frei an der Sonne atmen könnten, suchten die Staatsmänner Englands Bundesgenossen. Es wandte sich nicht an die kleinen Völker Europas, die in die Höhe wollten, sondern an zwei Nationen, die reich und stark genug, die in keiner Weise von den deutschen Interessen eingeengt, die aber in maßlosem Rachedurste oder maßlosem Machtthun, sich auch gern an Deutschland reiben mochten — so mußte der Krieg kommen, so kam er und erfüllte die Welt mit Jammer, Elend und Blut. Wie oft hatte dagegen nicht die Friedensliebe unseres Kaisers in weiter, echt christlicher Mäßigung während fast dreißig Jahren den drohenden Krieg verschont! Wie hat er in dieser Mäßigung, selbst als die Feinde zum Einfall schon bereit standen, den Krieg noch zu verhindern gesucht! Wie wird einem ferner nicht der Segen der christlichen Mäßigung für Völker und Staaten klar, wenn man die Wirkungen ihres Gegenteils betrachtet an den Kriegszügen, die machtgierige, maßlose Herrscher herausgeschworen! Man braucht auch hier nicht weit zurückzugreifen. Die Raubkriege eines Ludwigs XIV., die in den Niederlanden und am Rhein an Gut und Blut ein Ungeheures fordereten, sind heute noch lebendig in des deutschen Volkes Erinnerung! Und erst die Eroberungszüge des maßlos herrsch- und länderzerstörten Napoleon! Sie haben gleich dem heutigen Weltkriege fast ganz Europa unter Blut gesetzt. Welche

Warum ich dies alles schreibe? — Die Leser können wohl an diesen Zuständen wenig ändern. Aber etwas können sie doch thun. Sie sollen an ihrem Eifer, Gottes Barmherzigkeit für unser Land und Volk anzurufen, doch ja nicht nachlassen. Es ist eine Eigentümlichkeit des menschlichen Herzens, daß es mit der Zeit stumpf und gleichgiltig wird gegen die Noth und die Uebel der Zeit. Einst bei Kriegausbruch waren die Kirchen erfüllt, die Mätre umlagert; jetzt sind sie schon bedenklich leer. Ist die Noth denn kleiner geworden, daß wir Gottes Weisand nicht mehr bedürften? Ich nein; ich fürchte, die Noth wird noch wachsen, noch viel größer werden. Wir haben noch nicht gegreift und sind noch nicht am Ende.

Es sind Armeen von Vetern nötig, um den Generalkurm auf den Himmel zu unternehmen, der uns dann den Frieden bringt. —

Ich habe vor einiger Zeit einmal ein liebliches Bild gesehen, das mir nicht aus dem Gedächtnis schwindet und das mich tief berührte. — Ich betrat irgendwo in einem großen Orte die Kirche. Da kniete eine junge Frau, dicht umdrängt von 7—8 Kindern und betete laut mit ihnen den Kreuzweg. Sie hatten kein Buch; jedes Wort kam der Vorbeterin direkt aus dem Herzen. Und was das Gebet noch eindrucksvoller machte: In den Pausen der Gebete hörte man das Brüllen der Geschütze von Verdun herüber.

(Schluß folgt.)

Im Dunkel

Von Hans Gisebert.

Als die alte Stine Anders aufwachte, klaben sich erste Sonnenlichter in die graue Dämmerung. Ueber dem Walsberg, der sich weit in der Ebene erhebt, lag ein trübes Goldrot; im himmeligen Gärten mit seinen Obstbäumen und Beerensträuchern wars noch fahl und düster. Nein, das war noch zu früh zum Aufstehen. Obwohl es not getan hätte, zeitig zu beginnen mit dem Pfänden der Himbeeren und Johannissträuben...

Die allzeit fleißige Schafferin legte sich noch einmal zur Ruhe. Sie konnte sich's gönnen mit ihren bald einundachtzig Jahren. Ihre Gedanken gingen zu dem Fest, das sie im letzten Spätherbst gefeiert. Wie sie geehrt worden, wie alle Verwandten herbeigeeilt waren und wie schön der Herr Pfarrer auf sie gesprochen hatte. Achtzig Jahre in Arbeit und Pflichterfüllung, in Liebe und Güte und Gottvertrauen, gottbegnadete achtzig Jahre! hatte er gesagt. Ach ja, sie konnte sich's etwas leicht machen. Sie wußte ja, die Kathrin war für sie da; die rastete nicht. Und ihre Gedanken gingen zu ihrem Testamente. Lange hatte sie's beim Notar gemacht, wie sich's für eine Schicht, die mehr Freude in der Ewigkeit hat als auf Erden.

Achtzig segnete Lebensjahre! Achtzig Jahre, deren einzelne Tage mit Freude und Befriedigung angefüllt waren. Achtzig Jahre voll bescheidenen Glückes. Bis der liebe Gott ihr den Bruder nahm, zu dem sie in Stolz und Verehrung emporgesehen. Aber sie hatte sich getröstet. Sie würde nicht mehr lange zu wandern haben; bald würde sie mit ihm vereint sein in der Ewigkeit.

Sie nahm den Rosenkranz von dem Platz neben dem zinnernen Weihwasserfessel und ließ die Perlen durch ihre Finger gleiten. Und betete auch, wie sie es in schlaflosen Nächten zu tun pflegte, die Sterbgebete.

Wenn man achtzig Jahre ist und weiß, daß jeder Tag der letzte sein kann...

Unter diesen Gedanken schlief Stine Anders ein, den Rosenkranz in der Hand. Als ein Geräusch von fahrenden Wagen, von Klapperndem Geschirr sie weckte, war es dunkel in der Stube.

Unwillig schellte sie nach Kathrin. Was hatte das dumme Ding die Läden zu schließen. Diebe gab's im Dorfe nicht. Und sie wollte doch den Blick in ihr Gärten und auf den Walsberg haben...

Erstaunt stand das Mädchen. Die Läden schließen? Wie sollte sie? Es war doch auch glockenhell in der Stube...

Es war glockenhell? Und war doch Nacht vor ihren Augen?

Das blühende Gesicht der alten Stine in dem weichen Nachtmüßchen ward erdenahel; ihr Herz wollte stille stehen.

Sie war blind! War in der kurzen Zeit erblindet.

Der Bandarzt wußte keinen Rat. „Das müssen Sie nun schon so hinnehmen, wie Sie die schönen achtzig Jahre Ihres Lebens hingekommen haben. Fräulein Anders. Müssen es in Ergebung tragen. Wer ein so gesegnetes Alter erreicht, hat nicht zu klagen, nur zu danken.“

Danken, wenn man blind geworden ist!

Das war ja ein furchtbares Schicksal. Ja, wenn sie noch jung wäre! Wenn sie sich noch eingewöhnen könnte in dies veränderte Dasein, wenn sie alle die Ratschläge und Verordnungen

noch begreifen könnte! Aber so... Sie konnte sich nicht zurecht finden. Sie hatte keinen Orientierungssinn; ihren alten Händen fehlte das Taktgefühl; sie konnte nicht die Wägen unterscheiden, nicht die Stoffe. Hilflos war sie, ganz auf fremde Leute angewiesen, alt und hilflos... Sie, die immer tätige, rastlose, mußte nun stille sitzen, mußte sich führen und speisen lassen, mußte Fremden ihre Angelegenheiten anvertrauen. Nein, das war nicht zu ertragen. Achtzig Jahre hatte Stine Anders nicht viel nach Aetzen gefragt. Nun reiste sie von einer Stadt zur anderen, befragte Spezialärzte und Autoritäten. Und überall derselbe Bescheid: Unheilbar, eine Folge des Alters.

Kein Tag verging, an dem das alte Fräulein Stine Anders sich nicht gegen ihr Schicksal aufgelehnt, an dem sie nicht geklagt und gemurrt hätte. Und sie, die allzeit Gütige, ward kleinlich und selbstisch. Kathrin würde sie doch nicht im Stiche lassen, um ihrem Verlobten in sein Heim zu folgen? Nein, davon könne keine Rede sein. Sie mußte einen Kontrakt unterschreiben, daß sie bei ihrer Herrin aushielte, so lange diese lebte. Zur Entschädigung sollte diese eine hübsche Summe Geldes erhalten. Und Stine Anders kam sich sehr großmütig vor, daß sie an der Summe nicht feilschte. Lange würde sie's ohnedies nicht mehr machen. Je eher der liebe Gott sie zu sich nähme, desto lieber wäre es ihr.

Aber ihre kräftige Natur trockte den Jahren. Ihr Antlitz war blühend wie immer in der gestreiften Mullhaube. Die junge Kathrin dagegen wurde bleich und verdrossen. Zwei Jahre, drei Jahre hatte Heinrich Klaasen gewartet, hatte noch ein viertes zugeleben. Und hatte manchen Wortwechsel mit seiner Braut. Bis er auf Nimmerwiedersehen davon gestürzt und sich wenig später mit Lisbeth Dierks versprochen hatte.

Stine Anders aber sah befriedigt in dem Großvaterlehnsessel, den Kathrin ihr immer in die Sonne rücken mußte. Sie hatte der Magd ja ein schön Stück Geld dafür versprochen...

Als der Krieg kam, blühte ihr Herz für Deutschlands Jugend; aber sie fand immer wieder dieselbe Klage: „Daß ich das erleben muß! Wenn der Herr mich doch genommen hätte...“

Sinrich hatte Kriegsträumung mit Lisbeth Dierks gemacht. Kathrin ging mit verweinten Augen einher. Ingeheim sandte sie aber doch manches Feldpostpaketchen an Heinrichs Adresse. Auch die alte Stine sandte unermüdlich Pakete nach Ost und nach West. Kathrin mußte packen, und sie schrieb mit Bleistift ein paar Worte dazu: das, wie so manches andere, hatte sie doch gelernt in den Jahren. Und sie lebte ein wenig auf, da sie alle den Nissen und Großneffen nützen konnte. Garten und Speisekammer mußten ihre Schätze hergeben, die da draußen zu erfreuen.

Da kam furchtbare Nachricht. Klas Anders, ihr Bruderssohn war schon bei Verdun gefallen, sein Aeltester aber, der als Freiwilliger in den Krieg gezogen, schwerverwundet, beide Augen des Lichts beraubt...

Stine Anders vergah zum ersten Male des eigenen Leides über diesem Jammer... All ihr Denken war bei dem jungen Klas, der als Knabe vor ein paar Jahren noch die Ferien bei ihr zugebracht hatte. Und bei seiner unglücklichen Mutter, die den Ernährer verloren hatte. Not und Leid würden bei ihr zu Gast sein. Und der Junge! Der Aermste! Wenn er von seinen Wunden genesen, wer würde ihn betreuen, wer würde ihn führen und pflegen? War es nicht vielleicht besser, er genos seines Lebens nicht mehr, das doch kein Leben sein würde?... Aber innerlich stand es doch fest bei ihr: auch das Leben in der Nacht ist lebenswert, man muß nur sehen wollen, man muß sich nur dem Lichte nicht verschließen... Ihr ganzes Sein und Denken war ein einziges Flehen um das Leben des jungen Nissen. Dafür hatte der Herr sie den Weg in der Dunkelheit geführt, daß sie ihm das Wandern auf Erden weniger beschwerlich machen konnten, dafür hatte er sie leben lassen...

Tage und Monde vergingen, ehe die Wagschale sich zu Klas Anders Gunsten neigte. Stine Anders, die so oft geklagt, daß sie als Christin das Leben nicht fortverlieren dürfe, zitterte nun davor, daß sie abgerufen werden könne, ehe sie

ihm eingeführt hatte in ihr Heim, das nun das Seinige sein sollte... Und sie zitterte auch vor dem Wiedersehen.

Und dann hörte sie einen leichten Schritt auf dem Flur, hörte eine helle, wohlbekannte Stimme. Sie schloß eine kräftige, lebenswarme Hand in der ihren, lieblos eine Wange, die sich wieder gerundet hatte. Das Herz in der Brust wollte ihr springen in Mitgefühl mit dem Schicksal dieses jungen Lebens; sie wappnete sich, nicht zu erliegen unter der Woge von Leid, die nur über sie dahingehen würde. Aber sie hörte nichts von Klagen. Nur Dank, daß sein Leben gerettet, daß ihm seine gesunden Glieder bewahrt geblieben, Dank für die treue Pflege, Dank ihr, die sein Schicksal in ihre Hand genommen, die seiner Mutter und ihren Waisen eine Zuflucht bieten wollte. Und davon erzählte er ihr, daß man ihn gelehrt, die Sonne in seinen Tag zu leiten, das Leben der anderen mitzuleben, die im Dichte stehen. Er wanderte in den sieben alten Stuben einher, erkannte die Gegenstände und freute sich des Wiederfindens. Und er las ihr vor; es war die helle klare Stimme des Knaben, nur gedämpft durch das Erlebte und Erklittene.

Ganz still sah die alte Stine Anders. Jedes Wort, das der junge Blinde sprach, war ihr eine Mahnung, ein Vorwurf. Fromm und gläubig und dankbar hatte sie den Herrn gepriesen, so lange ihr alles nach Wunsch gegangen. Als aber das Leid, als die Prüfung in ihr Leben gekommen, da hatte sie sich aufgelehnt gegen den Lenker der Geschicke. Hatte sie sich nicht ergeben, nicht ergeben wollen...

Und der Junge da, über dessen Zukunft der düstre Schatten hing, sah nicht zurück auf das, was er verloren. Nur vorwärts sah er, bahnte sich in Mühe und Arbeit den Pfad, den er gehen mußte, wenn er das Schicksal zwingen wollte. Er kannte die Wege; er kannte den Garten; er kannte bald Hof und Bleh; er würde auch seine Arbeit lernen und etwas leisten können.

Nicht leicht war sein Tagewerk; nicht selten mißlang sein Mühen, mußte er von vorne beginnen, wenn er sich schon am Ziel geglaubt. Aber er haberte nicht. Tausende hatten ihr Leben dem Vaterlande geopfert. Das seine war verschont geblieben. Er konnte noch wirken und nützen... Mühen? Stine Anders schlug an ihre Brust. Und sie sagte einen Entschluß. Das Testament hatte sie geändert. Ihr Erbe an Papieren und barem Geld sollte den Verwandten gleichmäßig gehören. Das hübsche Anwesen sollte an Klas Anders und die Seinen fallen. Nach ihrem Tode...

Nun aber ließ sie Rosine mit den Kindern zu sich kommen. Es war bitter für Klas, die Mutter und Geschwister in der Armut zu wissen. Sie sollten nicht auf ihren Tod zu warten brauchen. Klas sollte Liebe und Jugend um sich haben. Stine Anders hatte sich nichts Kleines zugemutet. Die tiefgebeugte Frau zu trösten, die lärmenden Kinder um sich zu ertragen, sie zu lehren und ihnen zu wehren. Aber sie wollte ja nützen...

Auch Kathrin lernte sie entbehren. Sinrichs Frau hatte einem kleinen Mädchen das Leben gegeben. Und konnte sich nicht mehr erholen. Sie sah klar und ließ Kathrin an ihr Sterbelager kommen. „Wenn ich nicht mehr bin, denke daran, das Wort zu halten, das du Heinrich einst gegeben. Und sei meiner Kleinen eine Mutter...“

Nun bedeckte die kühle Erde ein kurzes Glück. Kathrin schaffte mit starken Armen in Sinrich Klaasens Heim und würde ihm vor dem Altar die Hand reichen, wenn er aus Urlaub käme. Stine Anders hat sie freigegeben, ohne ihr Vermächtnis zurückzuziehen, sie war sich bewußt, etwas gutmachen zu müssen.

Sie brauchte ohnehin keine besondere Hilfe mehr. Da ist immer jemand, sie zu führen, sie anzukleiden, ihr zu holen, was sie braucht. Grillen fängt sie nicht mehr. Da ist ein reiches Tagewerk für sie und viel Jubel und Kinderlachen. Und Klas ist da, Klas... Auch der Rosenkranz ist wieder zu Ehren gekommen. Wenn jetzt die Perlen durch ihre Finger rinnen, dankt sie dem Herrn, daß die Erkenntnis in ihr Leben gekommen und auch die Sonne — durch einen Blinden.